

**Predigt für den 18. und 19. März 2017 (3. Sonntag in der Passionszeit - Okuli)
von Vikar Maurice Meschonat zum Thema: „Korrekte Kollekte“ (Mk 12,41-44)**

**Gnade ist mit uns und Friede von Gott, unserem Vater, und unserem Herrn
Jesus Christus. Amen.**

Liebe Gemeinde,

eine Stammtischweisheit lautet: „Über Geld redet man nicht, Geld, das hat man!“

Der Spruch suggeriert, dass scheinbar nur Leute über's Geld reden, die es nicht haben. Nämlich dann, wenn das Geld mal wieder vorne und hinten nicht reicht. Wenn am Ende vom Geld noch viel Monat übrig ist und die nächste Mietzahlung für schlaflose Nächte sorgt.

Alle anderen, also die, die genug Geld haben, die sollten besser darüber schweigen, um keinen unnötigen Neid bei anderen zu auszulösen.

So zumindest verstehe ich den Spruch: „Über Geld redet man nicht, Geld, das hat man!“

Liebe Gemeinde,

Jesus hatte offensichtlich nicht sehr viel Geld, denn er redet viel darüber. Uns sind insgesamt 38 Gleichnisse von ihm überliefert und fast die Hälfte dieser Gleichnisse handeln von Geld oder Besitz. Doch Jesus redet nicht nur in Gleichnissen über Geld. Wie wir ja bereits in der Lesung gehört haben, kommt er bei dem Thema auch ohne bildhafte Sprache aus. Und er ist dabei sehr direkt. Genauso wie in dem für diesen Sonntag vorgeschlagenen Predigttext. Wir hören aus Markus, Kapitel 12, die Verse 41-44. Die Szene spielt im Jerusalemer Tempel:

„Dann setzte Jesus sich in die Nähe des Schatzhauses. Dort beobachtete er, wie die Volksmenge Geld in den Opferkasten warf. Viele wohlhabende Leute taten viel hinein. Dann kam auch eine arme Witwe. Sie warf zwei kleine Kupfermünzen hinein, das entspricht einem Pfennig.

Jesus rief seine Jünger herbei und sagte zu ihnen: „Amen, das sage ich euch: Diese arme Witwe hat mehr gegeben als alle anderen, die etwas in den Opferkasten geworfen haben. Denn alle anderen haben nur etwas von ihrem Überfluss abgegeben. Aber diese Witwe, die doch selbst arm ist, hat alles hergegeben, was sie besaß – alles, was sie selbst zum Leben brauchte.“

Liebe Gemeinde,

Jesus betrachtet die Menschen wie sie im Jerusalemer Tempel Geld spenden. Aus anderen Quellen weiß man, dass im Tempelvorraum dreizehn posaunenförmige Opferkästen aufgestellt waren. Dies war das sogenannte Schatzhaus. Einer dieser Kästen war für freiwillige Gaben bestimmt. An eben diesem Opferkasten spielt sich die eben beschriebene Szene ab. Es kann übrigens gut sein, dass Jesus die Höhe der Gaben gar nicht gesehen, sondern gehört hat. Denn es war durchaus üblich, dass neben dem Kasten ein Priester stand, der die Höhe der Gabe laut ausrief.

Stellen Sie sich vor wie all die hohen Beträge der wohlhabenden Leute öffentlich ausgerufen werden und zwischen diesen Summen erklingen dann die zwei Kupfermünzen der armen Witwe.

Die Vorstellung die Gabe eines jeden einzelnen laut auszurufen mag uns zunächst skurril vorkommen. Denn hier in der Gemeinde handhaben wir es mit der Kollekte ja etwas diskreter. Wobei, das öffentliche Verkünden von Spendensummen, das gibt es in anderen Kontexten ja durchaus. Denken sie etwa an die Praxis von Spendengalas im Fernsehen. Dort wird die gesamte

Sendezeit über ein Laufband eingeblendet, das Spendernamen und Beträge für alle Zuschauer veröffentlicht. Es soll gesehen werden.

Geben ist immer auch eine Möglichkeit in der Welt öffentlich präsent zu sein, über Stiftungen und Patenschaftsprojekte oder durch kleine Messingschilder auf Sitzbänken oder an restaurierten Bauwerken.

In einigen Fällen mag das Ganze tatsächlich etwas bizarre Formen einer Zur-Schau-Stellung annehmen. Aber ich denke es wäre falsch solche Praktiken pauschal zu kritisieren. Denn dieser manchmal selbstdarstellerische Umgang entspringt einem zutiefst menschlichen Bedürfnis, dem Wunsch von anderen gesehen zu werden. Es ist die Sehnsucht nach Anerkennung.

Ich denke auch, dass viele, viele Menschen nicht geben, um sich selbst toll darzustellen, sondern weil sie es als etwas sehr Beglückendes empfinden mit ihrem Geld Gutes tun zu können, anderen zu helfen. Immer wieder erzählen Leute davon, dass es sie zutiefst erfüllt das zu teilen, was sie empfangen haben, anderen etwas davon abzugeben.

Und auch mit Blick auf den Predigttext können wir feststellen: Jesus kritisiert das Verhalten der Wohlhabenden nicht. Er sagt nicht etwa: „Guckt sie euch an, wie falsch sie alle sind, diese reichen Schnösel.“ Nein, Reichtum wird von Jesus nicht kritisiert.

Aber Jesus stellt klar, dass sie letztlich alle nur etwas von ihrem Überfluss geben. Die arme Witwe hingegen *„hat alles hergegeben, was sie besaß – alles, was sie selbst zum Leben brauchte.“* Entscheidend ist für Jesus nicht die Höhe der Gabe, sondern die innere Einstellung dabei. Jesus blickt tiefer. Er sieht so viel in dieser Frau. Er schaut auf das, was sie den Wohlhabenden voraus hat, nämlich Gottvertrauen. Was muss diese arme Witwe für ein Lebensgefühl und für einen Glauben gehabt haben? Sie geht zum Tempel, an den Ort, an dem Gott für sie gegenwärtig ist. Ihm vertraut sie ihr Leben an. Ihre zwei kleinen Kupfermünzen von denen sie sich vielleicht noch hätte ein Stück Brot kaufen können, sie tauscht auch diese kleine Sicherheit gegen ihre große Gewissheit. Das Vertrauen darauf, dass Gott sie versorgen wird.

Als Jesus das sieht, ruft er seine Jünger herbei um ihnen diese arme Witwe zu zeigen. Denn für ihn ist sie kein Objekt der Fürsorge. Jesus sieht genau hin, er schaut in das Herz dieser Frau und er macht klar, dass sie so viel mehr ist. Für ihn ist sie ein Vorbild im Glauben.

Und doch kann man gleichzeitig und auch zurecht fragen: „Ist es nicht letztlich zu wenig was er da macht? Ja klar, er würdigt die arme Witwe, schön und gut. Aber sollte er nicht vielmehr die Not dieser Frau beseitigen, etwas gegen die Ungerechtigkeit in seiner Zeit tun? Das eigentliche Problem am Leid in dieser Welt und auch an der Ungerechtigkeit in unserem Land ist doch, dass die einen so viel und die anderen so wenig haben!“

Ist das nicht eine religiös-verschrobene Sozialromantik, die hier gerade gepredigt wird? Genau hinsehen, das Herz ansehen, Gott vertrauen...

Was verändert sich durchs Hinsehen?

Liebe Gemeinde,

als Jugendlicher hegte ich eine große Begeisterung für die französische Sprache und Kultur. So habe ich mit 17 habe ein ganzes Jahr in einer französischen Gastfamilie verbracht. Ein Jahr später bekam ich die Gelegenheit in den Sommerferien als Kellner in einem Restaurant in unserer südfranzösischen Partnerstadt zu arbeiten. Ich war begeistert, denn so konnte ich viele

Sommerferienpläne miteinander verbinden: Zeit in meinem Sehnsuchtsland verbringen, meine Sprachkenntnisse weiter ausbauen und dabei auch noch Geld verdienen.

Insgesamt war das Ganze eine wirklich spannende Erfahrung, aber so zauberhaft wie in „*der fabelhaften Welt der Amélie*“, war mein französisches Kellner-Dasein nicht. Vor allem arbeitete ich wirklich viel. Es gab immer eine Mittagsschicht von 11 Uhr bis halb Drei und dann wieder eine Abendschicht von 17 Uhr bis, ja bis die letzten Gäste bezahlt hatten, alle Tische abgewischt und reingeräumt waren, der Boden geschrubbt und und und.

Überhaupt war es oft ganz schön hektisch. Ich musste mir viele Gerichte merken, die Kunden hatten so manchen Sonderwunsch, manchmal auch eine Beschwerde. Hin-und wieder stimmte die Rechnung nicht oder das Kartenlesegerät machte Ärger. Wenn ich dann spät, meist gegen Mitternacht, nach Hause kam, taten mir immer die Füße weh, vom vielen Hin- und Herlaufen. Meine Kollegen meinten das würde nach der ersten Woche weggehen. Doch sie hatten leider unrecht. Bis zum Schluss taten mir die Füße weh. Und außerdem stank ich nach Fett.

In meiner ganzen Zeit dort hatte ich nur einen freien Tag. Das Meer sah ich immerhin zweimal, allerdings nur von weit oben aus dem Flugzeug, bei meinem Hin- und dann wieder beim Rückflug.

Na ja, und mein Gehalt war auch nicht gerade berauschend.

Ich lernte, wovon die anderen Kellner lebten. Es sind schöne Begegnungen mit den Kunden und es ist das Trinkgeld.

Dieser Ferienjob ist nun schon fast zwölf Jahre her und die allermeisten Kunden habe ich natürlich schon längst vergessen. Nur an ganz wenige kann ich mich noch erinnern. Darunter ist eine Familie aus Holland. Sie fielen auf, weil mir der Familienvater beim Bezahlen besonders viel Trinkgeld gab, weit mehr als andere beim Begleichen ihrer Rechnung dazugaben. Es war aber letztlich nicht die Höhe des Trinkgeldes, es war vor allem die Art, wie er dies tat. Zusammen mit seiner Frau und den beiden Mädchen bedankten sich alle für das tolle Essen, den guten Service und überhaupt. Wir kamen ins Gespräch.

In diesem Moment hatte ich das Gefühl von dieser Familie gesehen zu werden. Ich wurde nicht bloß auf meine Funktion reduziert. Für diese Familie war ich mehr als nur eine Bedienung. Ein gutes Gefühl. Nicht dass wir konkret darüber geredet hätten, aber mir schien, dass diese Familie eine Ahnung davon hatte, wie sehr meine Füße abends schmerzten und dass ich während dieser Sommerferien nicht im Meer baden würde. Diese Familie sah mich an, vielleicht ein bisschen so wie Jesus die arme Witwe ansah.

Dieses Gefühl gesehen zu werden, wollte ich der Familie irgendwie zurückgeben. Und so ließ ich mir von ihnen eine kleine holländische Frage beibringen: „Heeft het goed gesmaakt?“ Hat es Ihnen gut geschmeckt?

Die Familie kam im Laufe der nächsten Abende immer wieder. Ungefähr jeden zweiten Abend saßen sie wieder dort, genau in dem Bereich, für den ich zuständig war. Und so scherzten und redeten wir mehr und mehr und nach jedem Essen fragte ich sie von neuem: „Heeft het goed gesmaakt?“

Liebe Gemeinde,

ich erzähle diese Geschichte nicht, weil ich meine schmerzenden Füße mit der verheerenden Situation der armen Witwe gleichsetzen will. Das wäre absurd. Aber ich finde die Geschichte ist ein schönes Beispiel dafür, was es in einem Menschen auslösen kann, wenn er sich gesehen weiß. Dieser Wunsch gesehen zu werden, ist ein natürliches menschliches Bedürfnis. Die Geschichte

zeigt aber auch: Wirklich bereichernd ist die Begegnung zwischen Menschen dann, wenn beide versuchen auf den anderen einzugehen und ihn zu sehen.

Doch zurück zu Jesus, zurück zu der armen Witwe und zu der Frage: „Ist einfach nur Hinsehen letztlich nicht viel zu wenig?

Erst einmal finde ich es beeindruckend, dass Jesus die arme Witwe aus einem anderen Blickwinkel ansieht. Für ihn ist die Frau kein zu befürsorgendes Objekt. Sie ist für alle Anwesenden im Tempel ein Vorbild im Glauben. Das Gottvertrauen der armen Witwe erinnert an das riesige Gottvertrauen vieler Christinnen und Christen in ärmeren Ländern. Wie beeindruckend ist der Glaube und das Gottvertrauen dieser Menschen?

Und dann denke ich, was Jesus hier macht, dieses Hinsehen, ist nicht ein zu wenig, sondern der Anfang einer jeden Nächstenliebe. Kann ich es aushalten im Fernsehen Berichte über Armut zu sehen? Kann ich mich davon berühren lassen?

Was auch immer die Lösung für die Krisen unserer Zeit sein mag, jedes echte Ringen um Hilfe beginnt damit, dass wir hinsehen und nicht wegschauen.

Ich denke das Problem am Leid, an der Armut in dieser Welt und auch in unserem eigenen Land ist in erster Linie, dass wir es oft so gut es geht verdrängen. Wir versuchen die Tragödien dieser Welt aus unserem Horizont zu verbannen. Wir haben uns an das Leid der Anderen gewöhnt.

Das Ziel muss zuerst die Erneuerung unseres Sehvermögens sein. Wenn wir die Augen verschließen kann kein Leid, keine Ungerechtigkeit, und keine Not dieser Welt verschwinden. Nur da, wo wir um die Fähigkeit ringen, hinzusehen, den Anblick überhaupt auszuhalten, können wir lernen, aus der Begegnung mit der Armut nach neuen Wegen der Gerechtigkeit zu suchen und diese auch zu gehen.

Und das hat dann etwas mit unserem Geld zu tun. Reichtum wird von Jesus nicht kritisiert aber: Reichtum ist eben auch nicht neutral. Reichtum verpflichtet. Und wir sind die Ärmsten der Armen, wenn wir es verlernen hinzusehen, wenn wir es verlernen die Menschen, denen es schlechter geht überhaupt noch wahrzunehmen.

Vor allem die Tatsache, dass Menschen Hunger leiden müssen, ja sogar sterben, weil sie zu wenig zu essen haben, das ist eigentlich kaum auszuhalten. Und auch in unserem Land wird der Andrang bei den sogenannten Tafeln immer größer. Wie kann es sein, dass mehr und mehr Menschen in einem so reichen Land wie Deutschland sich nicht genug Essen kaufen können?

Ich frage mich, was sich in unserer Politik verändern muss, damit diese Entwicklung wieder zurückgeht? Ich frage mich aber auch, was sich bei mir verändern muss, damit sich etwas tut? Denn ich glaube da fängt es an. Wir können unseren Teil dazu beitragen.

Als Christinnen und Christen dürfen wir nie aufhören von einer Welt zu träumen, in der nicht nur Touristen, sondern einmal alle Menschen gefragt werden: „Heeft het goed gesmaakt?“

Und die Antwort, sie wird lauten: „Danke, es hat gut geschmeckt.“ Oder auf Holländisch: „Dankjewel, het heeft goed gesmaakt.“

Und der Friede Gottes, der höher ist als all unsere menschliche Vernunft.

Er bewahre eure Herzen und Sinne in Christus Jesus.

Amen.